

Die Lyristen

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **85 (1959)**

Heft 48

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-499032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Eigentlich ist es kein Kommentar. Aber was es auch sei, es gehört nicht zum Belanglosesten, was ich geschrieben habe.

Wir nannten ihn, von dem hier die Rede ist, *Peterli*, manchmal auch Pompon. Peterli war eine Katze, ein Tiger mit einer weißen Brust, die er wie ein Speiselätzchen trug. Er hat uns vierzehn Jahre durch die Familie begleitet und hat in dieser Zeit, und drum mag es der Aufzeichnung wert sein, täglich viermal Freude bereitet und das macht in dieser langen Zeit weit über zwanzigtausend Freuden, was ich nur feststelle, weil man in dieser realistischen Zeit Statistiken verlangt.

Also dieses treue Kätzlein kam als kleiner Pelzknäuel in die Familie, als unser Kind fast noch in der Wiege lag, und heute, da das Töchterlein flügge geworden ist, ist auch das Kätzlein weggepfotet, mit den Pfoten des Todes.

Vierzehn Jahre lang war das Kätzlein Gefährtin unseres Schlafes, und war die Streunende nicht im Hause, blieb die Familie nur ein Halbes. Immer wieder rief man ihren Namen in die mondkalte Nacht hinaus, der Schlaf blieb uns aus, als hätte das Tier ihn fortgenommen. In der Morgenfrühe ließ man die späte Heimkehrerin durch den dünnen Spalt ins Haus, und erst jetzt war die Familie wieder ganz. Einmal kam es über eine Woche nicht mehr heim und an unserem Tisch saß die Trauer, und weder falsche Männlichkeit noch dumme Scheu vor Sentimentalität hinderte mich zu sagen: mitten an wichtigen Komiteesitzungen, die ich präsierte, schoß mir mitten im männlichen Tun wie dunkles Blut die Angst um das Tier in die Kehle, dem vielleicht in einem fernen Keller Gefahr drohte. «Ihnen ist sicher nicht wohl», sagte ein Mitglied der Kommission. Als dann eines Morgens meine Frau ins Geschäft telephonierte: «Er ist heimgekommen!», war es wie Freudenschrei und biblischer Ruf. Ich rase im Auto nach Hause. Das ausgehungerte Kätzchen, von fremden Kohlenkellern geschwärzt, wetzte seine Abgemagertheit an unsern Beinen und von seiner Dankbarkeit kann ich nur sagen, sie war fast eine menschliche. Hätte das

Tier Arme statt Pfoten gehabt, es hätte uns umarmt. Unser Kind, wenn es krank war, sah mit brennendem Auge nach dem Fensterspalt. Wir Erwachsenen erhoben vom Krankenlager den Kopf, wenn das Kätzlein, Kühle und Ferne und Wildnis im Pelz, aufs Bett sprang und mit den Pfoten die Kissen stampfte. Reiste man in die Ferien, das Tierlein witterte die Abreise voraus und hütete ängstlich die bereitstehenden Koffern. Bei unserer Rückkehr wartete es am Tor und wir verhehlten es ihm nicht, daß die ganze Heimreise ein einziges heimliches Sichfreuen auf das Tier war. Der kleine Tiger gab uns Gelegenheit, mit ihm zärtlich zu sein, und das war vielleicht eine Funktion, die weit über die des Tieres hinausging. Oft war das Tier katzenhaft und hatte etwas Fernes; dann, wenn die Stunde kam, schenkte es uns plötzlich restlose Hingabe. Ich bestreite, daß je ein Mensch am Sterbezainchen seines Tieres das richtige Wort finden kann, das männliche, sentimentalitätsfreie und doch der Schwermut so nahe Wort finden kann.

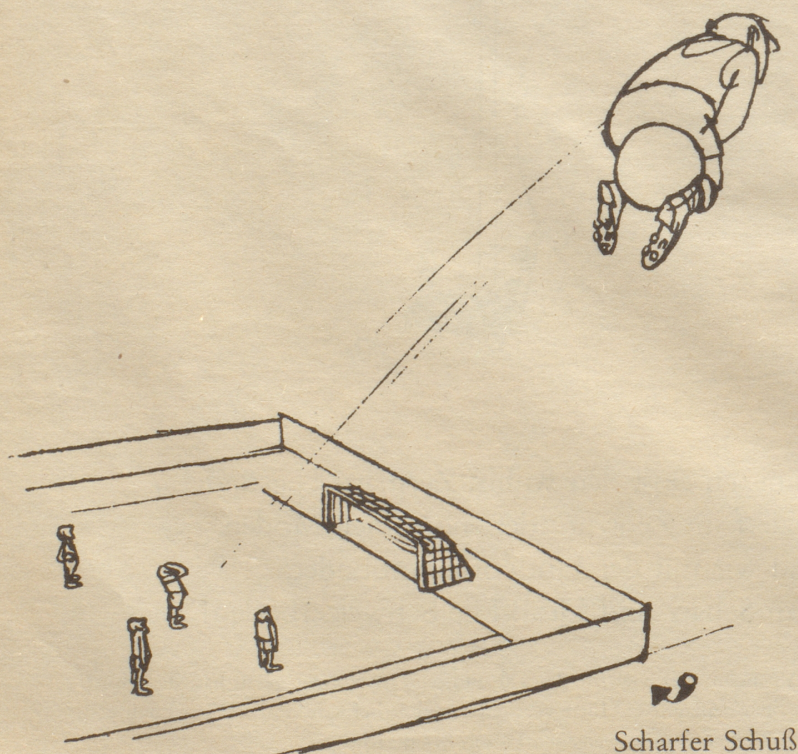
So oft galoppierte Peterli, wenn man ihm rief, wie ein Pferdchen durch den Garten. Er liebte die tierfreundliche Nachbarin, die ihm Leckerbissen zuwarf, aber er fand immer zur richtigen Stunde den Heimweg.

Und als er vierzehnjährig war, wurde er alt und schwach. Die ganze Familie litt, als sie sah, wie langsam das Tierlein durch die Zimmerpfotete, wie es den Stuhl oft nicht mehr mit einem Sprung erreichen konnte und wie es leicht und mager wie ein Federspiel wurde. So vieles begann an ihm auszusetzen, nur der große Motor der Dankbarkeit nicht, er spulte, sobald eine Hand seine Nähe fand. Wenn ein Tier Menschennähe gesucht hat, so war es dieses. Der Tierarzt, der oft geholfen hat und eigentlich immer der Freund dieses Kätzleins gewesen ist, kam mit jener Spritze, von der ich glaube, daß sie auch unser Herz getroffen hat.

Als Peterli die erlösende Nadel empfangen hatte, legte er seinen Kopf auf die Pfoten. Der Tierarzt, sicher ein starker und männlicher Mensch, hatte vorher gesagt: «Eigentlich tue ich es nicht gern.»

Da hängt nun irgendwo an der Wand Peterlis Photo. Wie leer ist sie und doch hat das Tigerlein zu jeder Stunde ein so lebendiges Spiel der Augen gehabt, eine so niemals stumpfe Gestik der Pfoten. Und alle die vielen Stunden, da man mit ihm sein Schweigen und sein zärtlich sprechendes Schweigen geteilt hat.

Was ein Tier ist, das weiß nur der, der es besessen hat. Der Wind öffnet plötzlich die Zimmertür, und man meint einen Augenblick, das Tier stehe noch einmal auf der Schwelle. Es sei nocheinmal heimgekommen.



Die Lyristen

*Sie empfangen keinesfalls,
sondern sie empfahn
und verdeutscheln alles, als
sei's damit getan.*

*Tönen muß es irgendwie!
Klang wird Klingelei
und statt starke Poesie
schwache Poesei.*

*Nichts ist heutig, echt und nah,
jede Zeile nur
voller Tralali-trala,
Heimweh und Natur.*

*Diese lahme Lyrelei
ist im Grunde so:
Eichendorff geteilt durch drei -
plus viel H₂O!*

Fridolin Tschudi